

Hubert Knoblauch, Christine Leuenberger
& Bernt Schnettler

Erving Goffmans *Rede-Weisen*

I

Erving Goffman muss heute kaum noch vorgestellt werden.¹ Er war Protagonist eines Paradigmenwechsels in der Soziologie der 50er-Jahre, welche die Disziplin seither grundsätzlich transformiert hat. Goffman förderte eine Zuwendung zur eingehenden soziologischen Erforschung der Interaktion. Als Autor zählt Goffman zu den wohl populärsten Soziologen überhaupt, dem es

1 Goffman wurde 1922 in der kanadischen Provinz Alberta als Sohn jüdischer Eltern geboren. Zunächst studierte er Soziologie in Toronto, wo er 1945 den Bachelor of Arts erhielt. Dann wechselte er an die Universität von Chicago, damals noch immer Heimstatt der berühmten Chicagoer Schule. Diese schuf sich bekanntlich zwischen den zwei Weltkriegen einen Namen in den Bereichen Stadtsoziologie, soziologische Theorie und insbesondere des symbolischen Interaktionismus¹ und avancierte zum Mekka der soziologischen Ethnographie. Seinen Studien bei Warner und Hughes folgte ein Aufenthalt an der Universität von Edinburgh. Auf den vor Schottland liegenden Shetland-Inseln führte Goffman dann von 1949-1951 Feldforschung durch. Mit der daraus entstandenen Dissertation *Communication Conduct in an Island Community* promovierte er 1953 in Chicago u.a. bei Anselm Strauss. Nach dieser Zeit führte er – ohne feste Anstellung – unterschiedliche Studien durch, u.a. als »visiting scientist« in dem St. Elisabeth Hospital, Washington, DC., in dem er das Verhalten der Patienten beobachtete und eine Ethnographie der Lebenswelt in Anstalten anfertigte. 1959 erschien dann sein erstes Buch, *The Presentation of Self in Everyday Life*, das ihn bald berühmt machen sollte. Ab 1958 begann Goffman an der Universität in Berkeley zu lehren, zunächst als Assistenzprofessor, ab 1962 als ordentlicher Professor. Dort wurde aus ihm eine regelrechte Kultfigur. Nicht zuletzt, um dem damit verbundenen wachsenden Rummel zu entfliehen, nahm er 1969 einen Ruf an die Universität von Pennsylvania in Philadelphia an. Goffman erhielt für seine Werke eine Reihe von Auszeichnungen und wurde schließlich 1981 zum Präsidenten der Amerikanischen Gesellschaft für Soziologie gewählt. Er verstarb jedoch 1982, ohne seine Antrittsrede noch halten zu können.

gelang, weit über die engen Grenzen einer Spezialdisziplin hinaus ein breites Publikum anzusprechen. Sein Buch *Wir alle spielen Theater* (*The Presentation of Self in Everyday Life*) ist heute, mehr als vierzig Jahre nach seiner Erstveröffentlichung, eines der meistgekauften soziologischen Bücher – in Deutschland wie international. Über zwanzig Jahre nach seinem Tod ist eines seiner Spätwerke – die *Rahmenanalyse* – eine anhaltende Quelle für mannigfaltige wissenschaftliche Forschungen – seien es theoretisch-analytische oder empirische. Einzig Goffmans letzte Arbeiten harhten lange Zeit der Übersetzung. Mit dem vorliegenden Band wollen wir diese Arbeiten der deutschsprachigen Öffentlichkeit zugänglich machen. Im Vordergrund stehen dabei die Beiträge zu *Forms of Talk* – dem letzten von Goffman selbst verfassten Buch. Es enthält eine Sammlung von mehrheitlich schon andernorts veröffentlichter Beiträge, die ursprünglich zwischen 1976 und 1983 publiziert wurden. Aus verschiedenen Gründen haben wir entschieden, eine eigene Auswahl an Texten zusammenzustellen, die sich hier in diesem Band wieder findet.²

Eine solche Übersetzung halten wir aus mehreren Gründen für geboten: Zum einen zählen die hier vorgestellten Beiträge keineswegs zu den leichter verdaulichen Texten des versierten Stilisten Goffman. Ganz im Gegenteil darf man sagen, dass diese Texte Lesern, die des Englischen – bzw. genauer: des Amerikanischen – nur bedingt mächtig sind, enorme Schwierigkeiten bereiten dürften. Dies hat zum Teil mit dem besonderen Lexikon zu tun, das Goffman bemüht. Die schwere Verständlichkeit ist aber ebenso darauf zurückzuführen, dass eine Reihe von Phänomenen, die Goffman hier behandelt, spezifisch amerikanisch sind. Vor allem resultieren sie aus der zum Teil mäandernd anmutenden Argu-

2 Wir stützen uns in den übersetzten Beiträgen auf die Aufsatzfassungen. Die Abdruckgenehmigungen hatten einen Einfluss auf die hier versammelten Beiträge. Für die Überlassung der Rechte danken wir der University of Chicago Press, Mouton de Gruyter, dem Westdeutschen Verlag und der Linguistic Society. Ein weiterer Grund für die getroffene Auswahl liegt in dem Umstand, dass die Übersetzungsarbeit nur als Nebentätigkeit durchgeführt werden konnte. Der Löwenanteil ist dabei von Hubert Knoblauch geleistet worden. Um die Verständlichkeit wenigstens nicht zu erschweren, haben wir die Syntax der amerikanischen Fassung im Deutschen zuweilen vereinfacht. Zudem wurde eine Reihe von Begriffen eingedeutscht, die sich auf amerikanische Phänomene beziehen. Wir danken Marion Mackert, Nico Zerbian und Thorsten Reibeholz, die uns bei den Arbeiten an diesem Band unterstützt haben.

mentation, die mitunter Seitenwege betritt, voller Doppeldeutigkeiten ist und zahlreiche Anspielungen enthält.

Doch es gibt gute Gründe, sich mit den Beiträgen intensiver zu beschäftigen. Denn Goffman setzt mit den *Rede-Weisen* eine Arbeit fort, die sich schon im letzten Kapitel seines davor verfassten Buches, der »Rahmen-Analyse des Gesprächs« andeutet: Seine Zuwendung zu Sprechen, Sprache und Gespräch als einem zentralen Gegenstand der Soziologie. Dieses Gegenstandes hat er sich nicht nur in der ihm eigenen, höchst versierten Weise angenommen. Er hat ihn auch nicht mehr losgelassen. Waren seine frühen Werke vornehmlich ethnographischer Natur, in denen er über die verbale Interaktionsordnung hinaus auch Beobachtungen zur kontext-spezifischen Moral, zu Normen und Interaktionsritualen angestellt hatte, fokussierte sich sein analytischer Blick später immer stärker auf die empirische Erforschung der unmittelbaren (face-to-face) Interaktion.

Wer also Goffman als einen »Klassiker der zweiten Generation« (Hettlage und Lenz 1991) verstehen will, muss sich notgedrungen auch mit diesem letzten Arbeitsgebiet Goffmans auseinandersetzen. Bevor wir uns dieser so genannten »linguistischen Wende« Goffmans (Phillips 1983) näher zuwenden, darf jedoch ein weiterer Grund nicht vergessen werden: Wie in vielen früheren Arbeiten besticht Goffman auch in diesen Beiträgen zur »Erforschung... der Formen und Anlässe unmittelbarer Interaktion« (vgl. Goffman 1981: 162) durch seine Genauigkeit der Beobachtung, durch seine Originalität der Beschreibung und durch seine Schärfe der Bezeichnung, die bis heute ihresgleichen sucht. Bei vielen Beobachtungen fühlt man sich beinahe ertappt – und das nicht zuletzt weil Goffmans Blick auf die Selbstverständlichkeiten unseres alltäglichen Handelns fällt, und damit auf die »Ordnung der Interaktion« als eines eigenständigen Bereiches soziologischer Forschung.

Wir können hier nun keine detailliertere Einführung in das Werk von Erving Goffman bieten.³ Ein kurzer Überblick über die versammelten Texte sei jedoch erlaubt, denn will man die allgemeineren Erträge dieser Texte ermessen, so kommt man nicht umhin, zunächst danach zu fragen, warum sich Goffman überhaupt der Sprache und der Kommunikation zuwandte.

3 Für einen solchen Überblick vgl. Knoblauch (1994).

II

Die Beschäftigung Goffmans mit sprachsoziologischen Fragestellungen reicht in der Tat sehr viel weiter zurück, als man geläufigerweise annimmt. Schon lange vor seinem Wechsel nach Philadelphia hatte sich Goffman nämlich mit dem Thema der Kommunikation auseinandergesetzt. Bereits während seines Studiums für den Bachelors of Arts in Toronto wurde sein Augenmerk darauf gelenkt. Einer seiner dortigen Professoren war Ray Birdwhistell, der sich mit Untersuchungen über nonverbale Kommunikation einen Namen gemacht hatte, dem selbst größerer Erfolg jedoch stets versagt geblieben war. Goffmans eigener Einschätzung zufolge hatte jener seine eigenen Untersuchungen entscheidend beeinflusst. So betont Goffman in einem Interview mit Yves Winkin (1984: 85) die große Rolle, die Ray Birdwhistell für ihn gespielt hatte. Birdwhistell sei es gewesen, der ihm gezeigt habe, wie man eine ganze Reihe von bis dahin unbeachteten Verhaltensweisen soziologisch untersuchen könne. Dies schlug sich schon in Goffmans Dissertation nieder. Dort umschrieb er seinen Gegenstand als »conversational interaction between concrete persons who are in each other's immediate presence« und zielte auf ein »general communication frame-work« (Goffman 1953: 9). Und 1964 richtete er, ähnlich wie es später die Konversationsanalyse tun wird, das Augenmerk auf die »turns at talking« in sozialen Situationen und bemerkt: »talk is socially organized, not merely in terms of who speaks to whom in what language, but as a little system of mutually ratified and ritually governed face-to-face action, a social encounter« (Goffman 1972: 65). Hier wird deutlich, dass Goffmans Ansatz über die enge konversationsanalytische Betrachtung der »Mechanik« von Redezugwechselln weit hinausgeht.

In der Auseinandersetzung mit der Sprache sah Goffman durchaus eine gewisse Verlagerung seines Interesses. Sei das, was er zuvor gemacht habe, »Urban Ethnography« gewesen, so verschob sich seine Analyserichtung, nachdem er sich mit der Soziolinguistik zu beschäftigen begonnen hatte (ebd.: 318). Von einem »linguistic turn« kann jedoch lediglich insofern gesprochen werden, als dass sich Goffman seit Mitte der 70er-Jahre zunehmend mit sprachlichen Daten auseinandersetzt, ohne allerdings deren nicht-sprachlichen Kontext aus den Augen zu verlieren. Denn nach wie vor betrachtet er sprachliche Kommunikation nur als einen Handlungstyp neben anderen – und zwar einen spezifischen, der allein die Situationen (Hymes' »speech events«) auszeichnet, »in which

talk figures largely« (Goffman 1981: 166). Denn Kommunikation ist für Goffman mehr als nur sprachliches Handeln. Schon in *Presentation of Self* (1956) unterscheidet er »signs given« von »signs given off« – und differenziert damit die bewusst im Handeln gesetzten Zeichen von solchen, die man oft beiläufig und zuweilen unfreiwillig von sich gibt.⁴ Diese Unterscheidung ist übrigens ausschlaggebend dafür, dass er den Begriff der Kommunikation nicht als Grundbegriff für seine Analyse wählt. Während nämlich im ersten Fall systematisierte Zeichen am Werk sind, haben wir es im Zweiten mit reinem Ausdrucksverhalten zu tun. Beides kann zwar intentional verwendet werden, doch sollte diese Intentionalität treffender »display behaviour« genannt werden.⁵

Goffmans Beschäftigung mit der Sprache fand ihren Ausdruck übrigens auch in seiner Tätigkeit als Herausgeber der soziolinguistischen Zeitschrift *Language in Society*, die er ab 1972 ausübte. Ein weiterer bedeutsamer Hintergrund für Goffmans zunehmende Beschäftigung mit Gesprächen dürfte seine Auseinandersetzung mit der Konversationsanalyse sein.⁶ So findet sich in der »Rahmenanalyse des Gesprächs« erstmals bei Goffman ein Transkript. Es handelt sich um das eines Gesprächs während eines Bridge-Spiels, das bezeichnenderweise von Gail Jefferson stammt – einer der Begründerinnen der Konversationsanalyse und derjenigen, die maßgebliche Akzente für die derzeit gängigen Transkriptionssysteme gesetzt hat.

Es ist kein Geheimnis, dass Goffman mit den Vertretern der Konversationsanalyse, insbesondere Harvey Sacks, persönliche und sachliche Auseinandersetzungen führte.⁷ Diese Auseinandersetzungen gehen auch an den hier versammelten Texten nicht spurlos vorbei. Ganz im Gegenteil können alle diese Texte als eine

4 Goffman (1959) unterscheidet zwischen einem engen und einem breiten Kommunikationsbegriff, zwischen der »expression that he gives« und der »expression that he gives off«, d.h. »action that others can treat as symptomatic of the actor«, ohne dass sie sich mit der »information« decken müsste.

5 Man kann dieses Argument jedoch auch gerade als Grund für die Verwendung des Begriffes der Kommunikation betrachten, wenn man Ausdruck nicht im Kontrast zu, sondern als Unterart von Zeichen betrachtet. Dies gilt etwa für Schütz und Luckmann (1984). Einen entsprechenden Begriff der Kommunikation schlägt Knoblauch (1995) vor. Aus dieser Perspektive ist dieser Begriff sogar sehr hilfreich, weil er sowohl die absichtlich geplanten kommunikativen Handlungen wie auch das habitualisierte Ausdrucksverhalten umfasst.

6 Zur Konversationsanalyse vgl. Knoblauch (2003), Eberle (1997).

7 Bergmann (1991: 301) stellt fest, dass die Konversationsanalyse die von Goffman am häufigsten zitierte Forschungsrichtung sei.

Replik auf die Konversationsanalyse gelesen werden. Selbst noch in den »Glückungsbedingungen« kommt Goffman auf die Konversationsanalyse zu sprechen, obwohl er mit einer Kritik der Sprechakttheorie begonnen hatte.

Ein weiterer Grund für seine Zuwendung zur Sprache war schließlich seine Bekanntschaft mit der aufkommenden Soziolinguistik. Gemeint ist hier nicht die statistisch und normativ verfahrenende Sprachsoziologie etwa Fishman'scher Provenienz, sondern die einer interpretativen Soziologie des Sprechens, die – durchaus auch in Verbindung mit der Ethnomethodologie und der Konversationsanalyse – an die in der Anthropologie sich ausbreitende Ethnographie der Kommunikation bzw. des Sprechens anknüpft.⁸ Prägend dafür dürfte der Kontakt mit John Gumperz gewesen sein, der in Berkeley lehrte. In Philadelphia ist Goffman außerdem sicher auf Gumperz' Kollegen Dell Hymes gestoßen, der seinerseits den Begriff der »performance« in der Untersuchung von Sprechereignissen aufnahm. Deswegen hebt Goffman Gumperz denn auch in seinem Aufsatz über den »Redestatus« stark hervor: Er ist derjenige, der paralinguistische Merkmale des Code-Switching aufzeigte, an denen sich Goffmans Vorstellung des Redestatuswechsels orientiert.

III

Um sich den Beitrag Goffmans zur Soziologie der Kommunikation zu verdeutlichen, ist es hilfreich, die wichtigsten inhaltlichen Züge der hier versammelten Beiträge zu überblicken. Zuvor jedoch sollte man sich erneut vergegenwärtigen, dass sich Goffman schon in der *Rahmenanalyse* (1974) mit einem »soziolinguistischen« Gegenstand beschäftigt hatte. In der »Rahmenanalyse des Gesprächs« zeigte Goffman die vielfältigen Modulationen auf, die in Gesprächen vorkommen. Er vermutete sogar, dass Gespräche weniger der Informationsvermittlung als vielmehr der Darbietung dienen – also der Performance – und ihrer Wertschätzung. Im Gespräch finde sich der letzte Ort einer Dramatisierung, wie wir sie aus dem Theater kennen. In diesem Text geht Goffman noch mehrfach auf die Ähnlichkeiten und Unterschiede zum Theater ein – ein Bezug, den er in den *Forms of Talk* nicht mehr aufneh-

8 Vgl. dazu Hymes (1962) Gumperz und Hymes (1964), Hymes und Gumperz (1972) sowie Luckmann (1979).

men wird. Diese Ähnlichkeiten liegen unter anderem in der Rolle des Nachspielens begründet, also des vermeintlich redundanten Wiederholens und Nachstellens früherer Gespräche. Sie liegen aber auch in der Vielschichtigkeit der Sprecherrollen, die er in der »Rahmenanalyse des Gesprächs« erstmals aufdeckt und in den *Forms of Talk* wieder aufnehmen wird: Sprecher können als ›Urheber‹ ihrer Äußerungen gelten, als ›maßgebende Subjekte und Gestalter‹ oder lediglich als ›Lautsprecher‹ ihrer Äußerungen. Darüber hinaus können in den Äußerungen selbst die vielfältigsten Figuren auftreten: Neben natürlichen, mit den Sprechenden identischen Figuren kann es sich um gespielte Figuren handeln, um gedruckte, zitierte oder in Sprache und Gesten nachgeahmte.

Ein sehr eindrückliches Beispiel für diese Rahmenanalyse (wenngleich nicht der des dialogischen Gesprächs) ist Goffmans Essay über den Vortrag – einer der Beiträge aus *Forms of Talk*, den wir in diesen Band leider nicht aufnehmen konnten. Der äußerst reizvolle Essay ist ein hervorragendes Beispiel sowohl für die »Rahmenanalyse« als auch für den »Redestatus« [*footing*] – und Goffman macht dort zumindest Andeutungen dahingehend wie beides, ›Rahmenanalyse« und ›Redestatus«, miteinander zusammenhängen. Der Titel des Aufsatzes lautet im Amerikanischen »the lecture«. »Vortrag« ist, genau genommen, deswegen lediglich eine unscharfe Übersetzung, weil ›lecture‹ im Englischen nur diejenige rhetorische Gattung bezeichnet, die mit der Funktion des ›docere‹, des Belehrens als einer Form der Wissensvermittlung verbunden ist. Goffman schließt damit die unterhaltenden und agitatorischen Formen der öffentlichen Rede explizit aus. Allerdings wäre der Begriff ›Vorlesung‹ ebenso unzutreffend, da dieser hierzulande weitgehend auf universitäre Orte beschränkt ist – was für den angelsächsische Kulturraum, auf den sich Goffman bezieht, wiederum nicht zutrifft.

Beim Vortrag handelt es sich um eine institutionalisierte Form der ›Vorführung‹ oder ›Performance‹, in der Worte im Vordergrund stehen – und die erneut deutlich macht, dass es sich hierbei nicht nur um ein ›Sprechereignis‹ handelt.⁹ Vielfach ist es sogar eine ›Zeremonie‹, die von Schirmherren organisiert wird, um damit ihre Organisation zu glorifizieren. Dies wird durch ein ›Star-System‹ bestückt, aus dem wechselnde Redner zu wechselnden Themen rekrutiert und – je nach ›Star-Status‹ – unterschiedlich teuer bezahlt werden. Als Zeremonie oder als Vorführung weist diese Kommunikationsform sowohl Aspekte des Spek-

9 Goffman bezieht sich hier ausdrücklich auf Hymes.

takels auf, also der Show, die um den Vortrag herum gemacht wird, als auch des eigentlichen Spiels, also des Vortrags. Nur mit diesem letzten Aspekt beschäftigt sich Goffman.

Auch wenn Goffman betont, dass die vielfältigen Verhaltensweisen des Publikums ein ebenso untersuchenswertes wie vernachlässigtes Phänomen darstellen, konzentriert sich seine Analyse besonders auf die Rollen des Sprechers: ›Animateur‹ als »Sprechmaschine«, ›Autor‹ und ›Urheber‹ sind die Funktionen des Sprechers, die üblicherweise in ihrer Dreifaltigkeit als miteinander verbunden angesehen werden. Insbesondere die ›Animation‹ schlüsselt er in weitere Unterformen auf: das Auswendiglernen oder Memorieren, das laute Lesen und das spontane Reden. Jede dieser ›Produktionsweisen‹ – Goffman verwendet hier nicht den für die *Forms of Talk* zentralen Begriff des ›Produktionsformats‹ – schafft eine andere Form der Beziehung zwischen Sprecher und Hörer, eine Schnittstelle zwischen dem Text und der Situation seiner Vorführung.

Neben diesen Produktionsweisen spielt auch in diesem Aufsatz der ›Redestatus‹ eine Rolle – also die verschiedenen Positionen, in denen der Sprecher erscheinen kann. Dazu gehört einmal das Text-Selbst, das moduliert werden kann – hier benutzt Goffman den Begriff aus der *Rahmenanalyse*: ›keyings‹. Solche Modulationen sind etwa Textklammern, mit denen ein Text eröffnet und beschlossen wird. In diesen tritt das Selbst anders in Erscheinung als im Haupttext. Solche Modulationen sind auch in Kleinstversionen innerhalb von Vorträgen möglich. Einschübe sind eine weitere Form solcher Modulation, in denen wir andere Haltungen zum Text einnehmen. Dabei zeigt sich ein deutlicher Unterschied zum gedruckten Text – ein Vergleich, den Goffman mehrfach anstellt. Einschübe im Vortrag sind anders als Einschübe im Schrifttext, weil sie sich – wenn auch nicht unbedingt immer so spontan wie es scheint, da der Sprecher häufig formularische Wendungen, ja zuweilen sogar vorgeprobte und einstudierte Formulierungen einsetzt – an ein anwesendes Publikum richten und der Sprecher als Makler seiner eigenen Äußerungen, als Vermittler zwischen Text und Publikum auftritt. Diese Figur, die den Vortrag gleichsam darstellt, ist nicht identisch mit dem Text-Selbst. Doch darf der Sprecher sich allerdings nicht zu sehr aufs Darstellen kaprizieren. Das zeigt sich am deutlichsten, wenn jemand den Text eines anderen verliert.

Eine weitere Art der Modulation bzw. des Redestatus' ist das ›Rauschen‹. Hier geht es um die Behandlung des technischen Kommunikationskanals, die uns als »Sprechmaschine« (vgl. in diesem Band: 59) betrifft. Ebenso kann die Darbietung selbst auf

unterschiedliche Weisen geschehen, etwa in Form eines ›geschliffenen Vortrags‹, in ›gehobenem Stil‹ und als ›Simulation‹. Dies sind Formen, in denen der Text kontextualisiert wird.

So vielfältig die Sprecherrollen sind, erschöpft sich genauso das Hören des Vortrags keineswegs nur in der schlichten Aufnahme des Textes. Vielmehr haftet dem Vortrag ein ritueller Charakter an: Nicht nur der Vortrag als solcher soll gehört werden – man erhofft vielmehr auch Zugang zu einer Autorität zu erhalten, die öffentliche Aufmerksamkeit erregt. Im Großen und Ganzen geht es darum, sich zu versichern, dass man im Reden über die Welt etwas über die Welt erfahren kann. Folglich ist der Vortrag als soziales Ereignis insgesamt betrachtet – auch wenn Goffman es nicht ausdrücklich so benennt – ein Ritual der Kommunikation.

Einer der zentralen Beiträge von *Forms of Talk* ist zweifellos der »Redestatus« [*›footing‹*]. Er dient sowohl als Rahmen für den »Vortrag«, als auch für die »Reaktionsrufe« – beides Phänomene, die Goffman in diesem Aufsatz explizit erwähnt. Sein zentrales Thema ist hier die methodologische Frage, was die Grundeinheit der Gesprächsanalyse darstellt. Unüberhörbar steht hier die Konversationsanalyse im Hintergrund, doch ist es bezeichnend, dass er sie kein einziges Mal mit Namen nennt. Auch der Begriff der Konversation wird nur am Rande erwähnt. Stattdessen spricht Goffman durchgängig von ›talk‹ – ein Wort, das im Deutschen schwer wiederzugeben ist, da es im Amerikanischen sowohl dialogisches wie monologisches Reden einschließt, während ›Reden‹ im Deutschen eine stark monologische Konnotation besitzt.¹⁰ Goffmans zentrale These ist, dass das Gespräch nicht als eigenständige Grundeinheit einer Untersuchung betrachtet werden kann – was einen deutlichen Einwand gegen die Konversationsanalyse darstellt. Die Grundeinheit sei vielmehr, und hier bleibt er sich treu, die *soziale Situation*, in der sich Menschen nicht nur sprachlich, sondern auch leiblich begegnen. Wie Goffman hier erwähnt (und in »Erwiderungen und Reaktionen« breit ausführt), setzen Gespräche nicht nur die gegenseitige Beobachtung und andere nicht-sprachliche Elemente voraus. Sie sind auch nicht durch das schlichte »Paradigma« des dialogischen Gesprächsmodells zu erfassen.

10 Da kein sinnvolles metaphorisches Pendant für ›footing‹ im Deutschen zu finden war und Goffman immerhin den Begriff des Teilnahmestatus verwendet, ist dies übrigens auch der Grund, aus dem wir uns für die Übersetzung ›Redestatus‹ entschieden haben. Denn der Begriff bezieht sich nicht nur auf das Gespräch (wie in diesem Beitrag häufig), sondern auch auf den Vortrag und die »einsame Rede«.

sen. Dessen Annahme, dass Gespräche aus Sprechern und Hörern bestehen, dekonstruiert Goffman in ausführlicher Weise. Zunächst wendet er sich den verschiedenen Ausprägungen von Hörern zu, die er nur bedingt als Rollen bezeichnen möchte: ›Beistehender‹ und ›Mithörer‹, ›Lauscher‹ und ›aus Höflichkeit übersehene Fremde‹ zählen hierzu ebenso wie ›Hörer in Nebengeschehnissen, Quergeschehnissen oder Seitengeschehnissen‹, deren Bedeutung dann offensichtlich wird, wenn es zu »Zusammenstößen« oder »Entgleisungen« kommt. Dass Hörer keineswegs nur Gesprächsrollen erfüllen, zeigt sich besonders in den Situationen, in denen auch, aber eben nicht nur gesprochen wird – etwa beim Arzt oder bei der handwerklichen Arbeit.

Noch differenzierter ist die Ausprägung der Sprecher›rolle«. Hier nimmt Goffman die Unterscheidung der Typen aus der ›Rahmenanalyse des Gesprächs‹ auf, die er nun ›Animateur‹, ›Autor‹ und ›Urheber‹ nennt. Daneben aber gibt es für Sprecher noch zahllose weitere Möglichkeiten, sich gleichsam zu »multiplizieren«: Im Gespräch treten sie nicht nur als ›adressierendes Selbst‹ auf, sondern in vielfältigen Verwandlungen: Als Figuren, die auf mehrfache Weise eingebettet oder eingerahmt sein können. Ohne jeden Verweis auf Bachtin stößt er hier auf das Phänomen, dass jener als Polyphonie bezeichnet hatte (Bachtin 1986 [1959]): Dass wir keineswegs nur mit einer Stimme auftreten, sondern viele sprachliche Identitäten haben können. Von ›Stimme‹ ist hier keineswegs nur metaphorisch die Rede. Viele der Markierungen, die wir zur Unterscheidung der Stimmen einsetzen, sind prosodischer Natur: Stimmhöhe, Stimmqualität oder Lautstärke gehören zu den Instrumenten, mit denen diese Wechsel vorgenommen werden. Aus diesem Grund ähneln sie den Beschreibungen des Code-Wechsels, die Gumperz (Gumperz 1975) vorgenommen hat – ohne dass es sich aber tatsächlich um einen unterschiedlichen Code handelt, der hier gewechselt wird. Der Wechsel findet vielmehr zwischen dem statt, was Goffman als ›Teilnahmestatus‹ bezeichnet, also das Verhältnis des Sprechers zu seinen Äußerungen. Der Teilnahmestatus wird, soweit man sehen kann, durch ein Produktionsformat angezeigt. Sobald eine Äußerung gemacht wird, nimmt der Sprecher eine Beziehung zu ihr ein. Dieser Teilnahmestatus kann uns ebenfalls Aufschluss darüber geben, was Goffman dann als ›Teilnahmerahmen‹ bezeichnet. Diesen Begriff markiert Goffman – neben ›Einbettung‹ und ›Ritualisierung‹ – als einen der Kernbegriffe seiner *Forms of Talk*. Unter Teilnahmerahmen verstehen wir das Verhältnis der Sprecher – und ihrer Äuße-

rungen – zueinander. Das, zwischen dem gewechselt wird, bezeichnet Goffman hier als ›Redestatus‹. Der Redestatus hat in seinen Augen mit der Orientierung, Ausrichtung und dem entworfenen Selbst der Beteiligten zu tun, die während einer Verhaltenssequenz aufrechterhalten werden. Sie werden durch Veränderungen des Verhaltens angezeigt – beim Sprechen mit Code-Wechseln, die als Markierungen von Grenzen zu größeren Einheiten (z.B. Episoden) dienen. Als ›Ritualisierung‹ schließlich bezeichnet er das »Umpflanzen« von Interaktionsformen aus einem Interaktionskontext in einen anderen – genau das, was er an dem eröffnenden Beispiel illustriert (vgl. in diesem Band: 37f.).

Setzt sich Goffman sowohl im »Vortrag« als auch in »Reaktionsrufe« ansatzweise mit der Konversationsanalyse auseinander, so kann man auch »Erwiderungen und Reaktionen« [›replies and responses‹] als Fortsetzung dieser Kritik verstehen. Selbst wenn er einleitend nur von ›Dialoganalyse‹ spricht, zieht sich die Auseinandersetzung mit Sacks, Schegloff und der von ihm geschätzten Jefferson durch weite Teile des gesamten Textes. In einem ersten Teil erläutert er zunächst einige Prinzipien dieser Dialoganalyse, die sich deutlich an die Redezugabfolge hält – ja Goffman führt regelrecht die Konstitutionsbedingungen für die Existenz der »adjacency pairs« aus, der grundlegenden Einheit aneinander grenzender Paare.¹¹ Deren weitere Funktionsweise versucht er durch zwei Prinzipien zu erhellen, die er einmal ›Systemvoraussetzungen‹, ein anderes Mal ›rituelle Beschränkungen‹ nennt. Systembeschränkungen beziehen sich auf Merkmale, die das schlichte Prozessieren der Kommunikation in der Konversation garantieren. Es handelt sich um Merkmale, wie sie »Kommunikationsingenieure« verwenden würden – und die auch für eine Systemtheorie der Interaktion relevant sind, ohne allerdings bisher beachtet worden zu sein. Bedenkt man, dass der erste programmatische Aufsatz der aufkommenden Konversationsanalyse »A simplest systematics for the organization of turn-taking for conversations« hieß (Sacks, et al. 1974), könnte man vermuten, dass die Ergänzung dieser Regeln durch die rituellen Beschränkungen eine Ausweitung dieser Analyse durch Goffmans originären Ansatz bedeutet, auf den er unter dem Titel des »rituellen Austausches« ausdrücklich hinweist. Kommunikation funktioniert nicht nur durch die Logik des Austausches, sondern auch durch die Achtung der Kopräsenz von

11 Schegloff (1988) ist allerdings der Auffassung, Goffman missverstehe, was die Konversationsanalyse mit »adjacency pairs« meine.

Menschen. Eine ähnliche Ergänzung der Konversationsanalyse ist das zentrale Thema des Aufsatzes: Das Grundmuster des konversationellen Austausches – also die Paarsequenz – ist selbst ein Fall einer grundlegenden Sequenz von Zügen. Nicht sprachliche Fragen und deren Erwidern bilden die Grundlage, sondern Aufforderungen und Reaktionen. Sprachliche Interaktionen, wie Frage und Antwort, sind also ein Sonderfall eines umfassenden ›Handlungsdialogs‹, wie man ihn schon bei George Herbert Mead (1973) beschrieben findet.

Der Titel »Reaktionsrufe« [»Response Cries«] erklärt sich daraus, dass es sich hier um Äußerungen handelt, die im Alltag geläufigerweise als etwas angesehen werden, was unwillkürlich geschieht – etwas, das als »Überborden« der Natur angesehen wird, wie etwa die Laute, die Handelnde ausstoßen, wenn ihnen etwas Ekliges begegnet, wenn ihnen ein Missgeschick widerfährt oder wenn sie unerwartete Anstrengungen durchführen müssen. Reaktionsrufe sind also exklamatorische Äußerungen, bei denen es sich nicht um die Artikulation vollständiger Worte handelt. Damit sind Ausrufe gemeint, wie etwa »Igit«, »Brrr« oder »Ooh«. Reaktionsrufe können auch in Anwesenheit anderer ausgeführt werden, ja es gibt sogar Rufe, die beim Reden auftreten, wie etwa Selbstkorrekturen oder Verwünschungen, die selbst nicht als Teil von Gesprächen gelten.

Goffman vornehmliches Interesse gilt allerdings nicht solchen. Vielmehr behandelt er Reaktionsrufe im Zusammenhang mit dem ›Selbstgespräch‹. Denn sie weisen ein weiteres Merkmal auf: Sie finden außerhalb des Gesprächsrahmens statt. Wir müssen nicht schon reden, um diese Äußerungen zu tätigen. Diese Ausrufe sind ihm ein weiterer Beleg für die durchgängige These, dass das Gespräch als Teil einer umfassenderen Untersuchungskategorie betrachtet werden muss: der sozialen Situation. Weil diese Situation als *soziale* Situation Anwesender definiert ist, besteht sein Aufweis darin, dass auch diese vermeintlich einsame Aktivitäten Andere involvieren. Im extremsten Falle sind wir selbst gleichzeitig Sprecher und Hörer in einer Person. Dies gilt natürlich am klarsten für das Selbstgespräch. Goffman wendet sich hier zunächst deutlich gegen psychologische Vorstellungen, die das Gespräch als eine Form des Egozentrismus betrachten oder es mit dem Tagtraum vergleichen. Das Selbstgespräch, so räumt er ein, wird zwar in unserer Gesellschaft nicht sehr geschätzt, ja mitunter unterliegt es sogar einem gewissen Tabu. Aus dem Blickwinkel der Interaktionsforschung betrachtet, kann es jedoch sogar als eine Form der Ritualisierung angesehen werden: Das Selbstgespräch ahmt in

einem anderen Kontext ein Gespräch nach, wie es zwischen Personen stattfindet. Wie schon Mead vor ihm das Denken, so betrachtet Goffman das Selbstgespräch als eine abgeleitete Form. Es ist deswegen eine Ritualisierung, weil es eine Handlungsform aus ihrem ursprünglichen Kontext löst. Selbstgespräche sind zwar auf einen Handelnden beschränkt, doch zeigt ihre Ausführung, wie sich Handelnde an der Situation als Ganzes orientieren und damit die Vorstellung der Intersubjektivität aufrechterhalten. Sie sind also bewusst und zeigen an, dass wir im Handeln gegenseitige Verständlichkeit, Wachheit und Aufmerksamkeit unterstellen.¹² Wenn wir handeln, müssen wir auch anzeigen, wo wir uns »kognitiv« befinden. Wenn wir etwa stolpern, dann demonstrieren wir gleichzeitig, dass wir nicht die Kontrolle über uns verloren haben. Dieses Anzeigen kann auch als Inszenierung betrachtet werden. Und Goffman hebt hervor, dass selbst solitäre Äußerungen als verständlich dargestellt werden müssen, als einem Bewusstsein entstammend, »das nicht abseits der Situation steht, sondern richtig eingestellt ist« (in diesem Band: 170).

Obwohl die »Glückungsbedingungen« [*»Felicity's Condition«*] nicht in den *Forms of Talk* erschienen, sondern posthum 1983 im *American Journal of Sociology*, setzen sie das Thema jenes letzten Buches von Goffman konsequent fort. Auch hier geht es wieder um das Verhältnis der Sprache mit dem Sozialen – und auch hier betont Goffman erneut, dass eine Reduktion der Beobachtung auf die Sprache oder das Sprechen den Vorgang des Sprechens selbst nicht zufriedenstellend beschreibe – ja er geht sogar so weit, eine solche Reduktion als »dumm« (in diesem Band: 231) zu bezeichnen. Wie der Titel des Aufsatzes schon andeutet, nimmt Goffman hier Bezug auf die Theorie der Sprechakte¹³, die er scharf kritisiert. Dieser Ansatz erscheint ihm mit Blick auf das Verhältnis von Sprache und Kontext für so unbefriedigend, dass er ihn rasch verwirft und sich anderen Ansätzen zuwendet. Muss es nach dem oben Gesagten noch wundern, dass Goffman auch hier die Konversationsanalyse wieder ins Visier nimmt? Besonders am Schluss, in dem er die Folgen seiner Argumentation erläutert, schenkt er

12 Ein Aspekt, der schon in Schütz' Theorie des Fremdverstehens als Idealisierung der »Reziprozität der Perspektiven« auftaucht; vgl. (Schütz 1932).

13 Der Aufsatztitel stellt nicht nur ein – leider unübersetzbares – Wortspiel dar, das erneut Goffmans sprachliche Virtuosität und Doppelbödigkeit zum Ausdruck bringt. Es spielt zudem direkt an auf die »Glückungsbedingungen«, die Austin (1965) für die erfolgreiche Ausführung von Sprechakten aufgestellt hatte.

der Sprechakttheorie keine Beachtung mehr – wohl aber betont er erneut, dass der Redezug nicht der einzige Kontext ist, aus dem ein folgender Zug verstanden werden kann.

Doch welchem Gang folgt die Argumentation Goffmans? Der Autor konzentriert sich zunächst auf die Präsuppositionen. Gemeint sind damit jene vielen alltäglichen Unterstellungen und Vorannahmen des ›common sense‹, also das, »was wir in einem Handlungsverlauf als selbstverständlich voraussetzen«. Man beachte, dass Goffman diesen in der Linguistik gebräuchlichen Begriff hier keineswegs auf sprachliche Handlungen beschränkt. Es geht ihm um soziale Präsuppositionen, also stillschweigende Vorannahmen über Selbstverständlichkeiten, wie wir sie selbst vornehmen und bei anderen voraussetzen (vgl. dazu Austin 1972: 37). Freilich konzentriert er sich auf soziale Präsuppositionen im Sprachgebrauch, genauer: im mündlichen Sprachgebrauch. Der Sprachgebrauch erscheint auch hier wieder besonders untersuchenswert, weil sich solche Präsuppositionen in der grammatischen Oberflächenstruktur, aber auch etwa in prosodischen Merkmalen ausdrücken. Präsuppositionen finden sich etwa als vorausgesetzte vorangegangene Ausdrücke, die wir durch Substitutionen herstellen (anaphorische Ausdrücke, die darauf hinweisen, welche Antezedenzen gemeint sind). Präsuppositionen, so zeigt Goffman an einer Reihe von Beispielen, gehen jedoch nicht nur auf schon Gesagtes zurück: Sie sind keineswegs nur in Äußerungen enthalten, sondern auch in deiktischen Handlungen und sie beziehen sich vor allem auf das, was man im Bewusstsein der Hörer vermutet – oder dort wieder in Erinnerung bringen zu können glaubt. Goffman identifiziert besondere Verfahren der »Verortung«, mit denen für die Kommunikation erforderliche Inhalte bewusst gemacht werden. Die Bedeutung des Wissens zeigt sich auch an lakonischen Äußerungen, die deutlich machen, welches und wie viel Wissen wir in die Situation hineinimportieren.

Die Untersuchung der Präsuppositionen macht also deutlich, dass die Untersuchung der Sprache die Sprache und das Sprechen selbst transzendiert und auf die sozialen, auch nicht-sprachlichen Arrangements verweist, in denen gesprochen wird. Präsuppositionen sind also keineswegs nur kognitiv, sondern enthalten eine normative Komponente. Kommunikation glückt nur dann, wenn eine gewisse Normalität unterstellt wird, die sich vor allem auf die sprachlichen Aspekte bezieht. Dazu gehört etwa die Moral der Rücksichtnahme – dass man also ein Feingefühl dafür entwickelt, was man voraussetzen darf. Dazu gehört der referentielle Takt, der

regelt, dass man Äußerungen auf die Zuhörer und das eigene Wissen von ihnen zuschneidet. Und dazu gehören schließlich ebenso Gesprächskonventionen, wie etwa die Formen der Beibehaltung und Änderung von Themen. Nur in besonders »rationale« Gesprächen zählen dazu auch die Maximen der Konversation, wie sie Grice im Rahmen der Sprechakttheorie entwickelt hat.¹⁴ Soziale Konventionen regeln, wann Wissen offen angesprochen werden kann, wann man eine Vorwarnung geben muss, bevor man spricht; unter welchen Bedingungen Unbekannte miteinander reden können, wann sie sich entschuldigen müssen, welche Themen für alle zugänglich sind und wer von uns etwas wissen darf und sollte. All diese Regeln, die Goffman sehr ausführlich behandelt, führen ihn zum Schluss, dass wir tatsächlich offenen Büchern gleichen, sobald jemand die Regeln des Zugangs kennt.

Es liegt auf der Hand, dass hier der Grad der Fremdheit, Bekanntheit oder Vertrautheit entscheidend dafür ist, was wir in den Köpfen der Anderen vermuten können und dürfen. Die »Glückungsbedingungen« gelten also nicht nur für sprachliche Handlungen, sondern auch für nichtsprachliche Handlungen. Hier beginnt denn auch der Beitrag der Soziologie an die Linguistik. Indem er die sozialen Selbstverständlichkeiten thematisiert, die für Handlungen vorausgesetzt sind, spricht Goffman etwas an, was in der Phänomenologie geläufig als »Lebenswelt« bezeichnet wird (Schütz und Luckmann 2003). Er nimmt zwar diesen Begriff nicht in den Mund. Dennoch weist er an unterschiedlichen Stellen auf die Notwendigkeit der Annahmen über das Bewusstsein der Anderen und ihr Wissen hin. Das Bewusstsein der Anderen ist dabei einmal natürlich eine Zuschreibung – aber nicht nur das. Die Annahmen über ihr Wissen oder das, woran sie sich erinnern können sollten, müssen sich ja auch tatsächlich bewähren, damit Kommunikation glücken kann. Andere sind aber noch in einem anderen Sinne als Subjekte beteiligt. Denn ihre Weisen des Antwortens und Reagierens zeigen auch an, dass und wie sie sich bewusst an der Situation orientieren. Auch hier ist man an die phänomenologische Theorie erinnert, die für soziales Handeln einen hohen Grad an Wachheit fordert. Wachheit ist denn auch das Merkmal, das dieses an der Interaktion beteiligte Bewusstsein auszeichnet. Goffman spricht auch an mehreren Stellen von »awareness« – ein

14 Es handelt sich um Maximen wie »vermeide Unklarheiten«, »fasse Dich kurz« und »sag nichts, was du für falsch hältst« (vgl. Grice 1975).

Begriff, der in den jüngeren Arbeiten von Christian Heath (Heath, et al. 2002) eine große Bedeutung gewonnen hat.

Neben den schon bekannten Themen bietet Goffmans »Glückungsbedingungen« eine Reihe von weiteren Aspekten, die Folgen für das Verständnis seines Ansatzes haben. Indem er aufzeigt, wie neben vorangehenden Äußerungen das Vorwissen, die lokalen äußeren Umstände und importierte Informationen in das Sprechen eingehen, indem sie besonderen Regeln und Konventionen gehorchen, liefert er eine analytische Unterscheidung verschiedener Kontexte der Kommunikation. Dabei zeigt er deutlich, dass Kontexte sich keineswegs in »sprachliche« und »nichtsprachliche« scheiden lassen, sondern dass immer mehrere in die Situation eingehen – auf eben die Weise, die sozial geregelt ist. Zum Zweiten zeigt er, wie sehr Wissen und Bewusstsein an Kommunikation beteiligt ist. Wir können, so ließe sich aus seinen Ausführungen folgern, weder sprachliche noch nichtsprachliche Kommunikation ohne Bezugnahme auf das Bewusstsein beschreiben – weder als Handelnde noch als wissenschaftliche Beobachter. Ganz im Gegenteil geht das, was im Bewusstsein vor sich geht, sehr *wesentlich* in den Interaktionsverlauf ein.

IV

Die »linguistische Wende« der *Rede-Weisen* stellt für manche einen Bruch in der Arbeit Goffmans dar. Allerdings sollte man darüber die thematische Kontinuität nicht übersehen, auf die Levinson (1988) sehr deutlich hingewiesen hat: »Goffman was concerned from his very earliest work (1953) with the nature of participation in social encounters, the special nature of participation in ›focused‹ encounters *versus* the studied inattention in unfocused encounters, the ratification of participation, and the different kinds of participation that interactants recognize [...] Talk is properly analysed, he argued, only in the context of the participation status of each person present in an encounter [...] He criticized the preponderance of the dyadic model of verbal interchange and suggested that re-analysis of the underlying forms of participation should ›be approached by re-examining the primitive notions of speaker and hearer‹ (*Footing*, 1979/*Forms of Talk*, 1981: 128-129) and in effect decomposing them into their underlying constituent concepts.« Levinson ist allerdings einer der wenigen, die tatsächlich die späten Arbeiten Goffmans rezipiert haben. Im deutsch-

sprachigen Raum gibt es dafür nur sehr wenige Beispiele, unter denen Auer (1999: 148ff.), Bergmann (1991) und Knoblauch (1994: 63ff., 1995) zu nennen sind.

Die Untersuchung sprachlicher Interaktion scheint für Goffman also kein Grund zu sein, sich auf die Sprache zu beschränken. Vielmehr sieht er im Sprechen ein Feld, dessen soziale Dimension deutlich herausgestellt werden muss – seien es die interaktive Struktur von Redezugwechselln, die sozialen Kontexte des ›Footings‹ oder die hinter den Präsuppositionen verborgenen sozialen Regeln. Goffman sucht diese soziale Dimension jedoch weder in einer Korrelation zwischen Sprachstrukturen und Sozialstruktur, noch sieht er sprachliche Mittel als »Indikatoren« von makrostrukturellen sozialen Kategorien wie Schicht, Ethnie oder Geschlecht an.

Die soziale Dimension, die den Sinn von Äußerungen leitet, nennt er – einmal mehr – die ›Interaktionsordnung‹. Sprache – genauer: Sprechen – stellt zwar einen außerordentlich anschaulichen Gegenstand dar, da viele der sozialen Regeln sich in sprachlichen Formen objektivieren und entsprechend gut zu beobachten sind. Aus diesem Grunde bewegt Goffman sich auf die Linguistik, hier besonders die Soziolinguistik zu. Doch verschiebt sich Goffmans Fokus keineswegs in die Linguistik hinein. Vielmehr achtet er darauf, was die Soziologie zur Betrachtung der Sprache beitragen kann. In diesem Sinne ist die Rede von einer »linguistischen Wende« nicht nur überzogen – sie ist geradezu irreführend! Goffman wendet sich zwar sprachlichen Phänomenen zu. Er tut dies aber, um zu zeigen, dass es sich hier nur um eine besondere Form sozialer Gegenstände handelt.

Denn die Grundeinheit einer Betrachtung von Interaktionen aller Art stellt also weder der Sprechakt noch die Konversation dar. Die Grundeinheit ist die soziale Situation, in der sich mindestens zwei Personen in körperlicher Reichweite befinden und sich aneinander orientieren – wie mittelbar auch immer. Wie man im Falle des Selbstgespräches sieht, kann es sich selbst in einem solchen Grenzfall der sozialen Situation auch um »zwei« Individuen handeln – und Goffman betont, dass ebenso das Telefonieren oder das Briefeschreiben als Grenzfälle einer sozialen Situation betrachtet werden können.

Wie wir wissen, hat sich Goffman in seiner wissenschaftlichen Arbeit sehr unterschiedlicher Begriffe bedient. Auch die Aufsätze in *Forms of Talk* sind in Goffmans Augen ein Beitrag zur Vorstellung neuer analytischer Begriffe. Dabei hat er sich sehr weit von der ursprünglichen Theater-Metapher entfernt, mit der er berühmt geworden war: Er will nicht mehr behaupten, »dass alles soziale Leben eine Bühne sei. Ich möchte nur eine kleine techni-

sche Behauptung aufstellen: dass tief in der Natur des Redens die fundamentalen Merkmale der Theatralität angelegt sind« (Goffman 1981: 4).¹⁵ Sehr bescheiden räumt er aber ein, dass diese Begriffe lediglich als Versuche zu verstehen seien. Ihre Nützlichkeit müsse sich erst noch erweisen.

Die Begriffe, die er als zentral erachtet, sind ›Ritualisierung‹, ›Teilnehmerahmen‹ und ›Einbettung‹. Er skizziert das Zusammenspiel dieser drei Begriffe selbst folgendermaßen: »Jede Äußerung und die Wahrnehmung dieser Äußerung ist hier der Gegenstand. Äußerungen und ihre Wahrnehmung haben gestische Begleitungen, die von den Handelnden einigermaßen kontrolliert werden. Jede Äußerung und ihre Wahrnehmung sind geprägt vom Teilnehmerahmen, in dem die Äußerung und ihr Hören stattfinden. All diese Prägungen können wir offen mimen, nachahmen und nachspielen, was uns eine große dramatische Freiheit verleiht. Wenn wir sprechen, können wir etwa in einen gegenwärtigen Teilnehmerahmen etwas setzen, was strukturell in einen anderen gehört und dazu eine ganze Reihe von Stimmen einsetzen. (Wenn wir zum Beispiel ein Gespräch beschreiben, können wir als Sprecher das aussprechen, was unsere unausgesprochene Antwort als Hörer dieses Gesprächs war.)« (1981: 3f.).

Alle drei Begriffe spielen in der Tat eine große Rolle in den verschiedenen Aufsätzen, die Goffman hier vorlegt. Dennoch ist

15 Vermutlich treffen wir in diesen tieferen Schichten auf die Goffmansche Vorstellung der Ritualisierung, wie er sie in der Einleitung zu *Forms of Talk* (1981: 2f.) erläutert. »Wir schauen einfach, um zu sehen, sehen andere aufblicken, sehen, dass sie sehen, dass wir sehen, und erwerben so schnell das Wissen und die Fertigkeiten im Umgang mit den Erscheinungsweisen des Blickens. Wir räuspern uns, wir halten ein, um nachzudenken, wir wenden uns einer anstehenden Aufgabe zu, und sogleich schon entwickeln wir diese Handlungen und führen sie ohne spürbare Künstlichkeit durch, wie das andere in derselben gestischen Gemeinschaft auch tun würden. Und wie diese anderen tun wir das nebenher, also neben den ursprünglichen instrumentellen Gründen für das Handeln. Gestische Konventionen, die einmal in einer Gemeinschaft verbreitet sind, können tatsächlich unmittelbar erworben werden. Dabei dient der ursprüngliche nicht-kommunikative Charakter der Praxis (wenn es einen solchen gibt) nur noch als Mittel, um gestische Kompetenz zu erwerben. Dadurch wird sichergestellt, dass unser Lernprozess, wie wir unbewusst expressiv sind, nicht mechanisch erscheint. Der Zweck und die Funktionen dieser Darstellungen können natürlich durch den Begriff ›expressiv‹ nicht völlig erfasst werden, sondern allein durch eine genaue Untersuchung der Folgen, die jede einzelne Geste in den Fällen ihres tatsächlichen Gebrauches hat – unter angemessener Beachtung der Arten von Bedeutungen, die der Kontext annähme, wäre keine solche Geste ausgeführt worden.«

keinem dieser Begriffe der »große Durchbruch« gelungen. Obwohl er die ›Einbettung‹ als eine Form der Rahmung vorschlägt, ist es nach wie vor der Rahmen-Begriff, der in der soziologischen Diskussion verwendet wird – und auch in der Linguistik hat er den Bachtinschen Begriff der ›Stimmen‹ bislang nicht wirklich verdrängen können. Dem ›Teilnehmerahmen‹ geht das nicht sehr viel anders, und auch sein doppeldeutiger Begriff der ›Ritualisierung‹ ist bestenfalls im Zuge der Renaissance des Ritualbegriffs aufgenommen worden, ohne jedoch die Rezeption wie etwa der seines Kollegen Victor Turner zu erfahren.

Neben diesen konzeptionellen Vorschlägen eröffnen Goffmans Arbeiten zur Sprachverwendung eine durchaus neue und folgenreiche Perspektive für die empirische Untersuchung der Kommunikation. So sollte man beachten, dass die *Forms of Talk* entscheidend an der sich formierenden Gattungsanalyse beteiligt waren (vgl. Luckmann 1985). Denn wie die soziologische Analyse kommunikativer Muster, mit denen Handeln koordiniert und Wissen sozial vermittelt wird, achtet auch Goffman auf Formen des Redens und des Gesprächs, die eigene Konventionen ausbilden, in denen wir etwas tun. Es handelt sich hier nicht um Gattungen, sondern um kleine Interaktionsmuster, in denen es immer um eines geht: Dass wir handelnd immer auch beobachtet werden.

Besonders folgenreich erweist sich seine oben schon erwähnte Auseinandersetzung mit der Konversationsanalyse. Immerhin stellt etwa Bergmann (1991) die Arbeiten Goffmans in den Rahmen einer ›Soziologie des Gesprächs‹. So zutreffend er die Bedeutung und Ambivalenz der Beziehung Goffmans zur Konversationsanalyse hervorhebt, die in diesen Aufsätzen zum Ausdruck kommt, so unzutreffend ist die Bezeichnung einer ›Soziologie des Gesprächs‹ für diese Bemühungen Goffmans. Freilich lässt sich der Begriff ›Talk‹, den Goffman im Titel führt, durchaus als ›Gespräch‹ übersetzen. Goffman jedoch betont, wie wir sehen werden, immer wieder, dass das Gespräch ebenso wenig die Grundeinheit einer soziologischen Analyse sein kann wie das Sprechen überhaupt. Die Grundeinheit der Analyse ist, wie gesagt, die soziale Situation kopräsentierender Handelnder. Und die Kommunikationsform, die ihm paradigmatisch erscheint, ist, wie gesagt, das ›offene Gespräch‹ [›open state of talk‹], also jene Formen des Redens, die in andere, nichtsprachliche Zusammenhänge eingebettet sind: Man redet – und isst, raucht, repariert ein Auto oder macht, was es sonst noch alles außer Reden zu tun gibt. Reden ist hier bestenfalls eine beigeordnete Aktivität, deren Logik sich dann eben nicht

aus der bloßen Betrachtung der Redebeiträge alleine ergibt. Vielmehr muss man zusätzlich auch die anderen Tätigkeiten in Betracht ziehen. Man könnte hoffen, den Einbezug solcher Tätigkeiten etwa durch visuelle Aufzeichnungstechniken berücksichtigen zu können. In der Tat greift die konversationsanalytisch inspirierte Videoanalyse, wie sie von Charles Goodwin und Christian Heath in den 1980er-Jahren initiiert wurde, auf Goffmans Vorstellungen der Interaktion zurück. In dieser ›Video-Interaktions-Analyse‹ (Knoblauch 2004) werden ja in der sequenziellen Betrachtung der Interaktion neben den sprachlichen und paralinguistischen Merkmalen auch die ›visuellen‹ Aspekte von Handlungsabläufen berücksichtigt. Doch würde eine lediglich aufs Nichtsprachlich-sequenzielle ausgeweitete Betrachtung Goffman keineswegs Genüge leisten. Neben dem, was in der Situation beobachtbar ist, spielt eben auch all das Wissen der Akteure eine Rolle, das in die Situation »importiert« wird. (Diesem Aspekt wird in der Video-Interaktions-Analyse durch Interviews und andere ethnographische Techniken Rechenschaft getragen.) Damit sind Goffmans Beiträge keineswegs nur von historischem Interesse. Für all diejenigen, die sich mit empirischen Formen der Kommunikation beschäftigen, stellen sie vielmehr einen Ausgangspunkt dar, hinter den man nicht zurückgehen kann.